

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

1921 Nr. 594 für Anhalt und Thüringen. Jahrgang 214

Bezugspreis: monatlich 3 M., 6 qtr. 15 M., 12 qtr. 28 M., 1 Jahr 50 M. (Postgebühren eingeschlossen). Einzelhefte 10 Pf. Sonntagsausgabe 1 M. 50 Pf. Anzeigenpreis: 10 Zeilen 1 M., 20 Zeilen 2 M., 30 Zeilen 3 M., 40 Zeilen 4 M., 50 Zeilen 5 M., 60 Zeilen 6 M., 70 Zeilen 7 M., 80 Zeilen 8 M., 90 Zeilen 9 M., 100 Zeilen 10 M., 120 Zeilen 12 M., 150 Zeilen 15 M., 200 Zeilen 20 M., 250 Zeilen 25 M., 300 Zeilen 30 M., 400 Zeilen 40 M., 500 Zeilen 50 M., 600 Zeilen 60 M., 700 Zeilen 70 M., 800 Zeilen 80 M., 900 Zeilen 90 M., 1000 Zeilen 100 M. (Anzeigenpreis für die Provinz Sachsen).
Geldstück Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62, Fernruf Zentrale 7801, abends von 7 Uhr an Redaktion 5609 und 5610. - Postfachkonto: Leipzig 30512
Geldstück Berlin: Bernauer Str. 80, Fernruf Am Karner 4290, abends von 7 Uhr an Redaktion 5609 und 5610. - Postfachkonto: Leipzig 30512
Sonntag-Ausgabe
Sonntag, 25. Dezember

Weihnachten, das Hochfest der Liebe, der Freude, des Friedens

Von Konstantin Gutschmidt.

Kein Fest murregt so tief im deutschen Gemüt, keins ist mit so reichem und reichendem Schmuck umgeben, keins ruft bei den Vätern so sehr die Erinnerung an eine glückliche Kindheit zurück, keins wendet so sehr die Sehnsucht nach der Heimat, keins verjüngt die ganze Familie so sehr zu häuslicher Glückseligkeit, keins fordert eine so lange und beglückende Vorbereitung, keins bringt auch die Geschäftswelt in so arbeitsfreie und gemittsame Bewegung wie das Weihnachtsfest. Und ja nicht zu vergessen: kein Fest hat der Kunst so reichen Stoff zur Verfügung gegeben wie das Weihnachtsfest. Denken wir an die lieblichen Kruppen mit dem Christkind, von dem alles Licht ausstrahlt, denken wir an die unmaßlichen Darstellungen der Nativität Maria mit dem Kindelein, denken wir an die Weihnachtsoratorien, die mächtigen Choräle, die lieblichen Volksweisen: Stille Nacht, heilige Nacht, und warum das alles? Weihnachten ist das große Fest der Liebe. Wo hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Vor diesem hohen Geheimnis stehen wir andächtig still. Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist auf millionfache Weise auf die Welt ausgegossen. Wenn es auch in unheimlich schweren Tagen vielen sehr schwer wird, so manchen unmöglich erscheint, an die Liebe Gottes zu glauben — Weihnachten gleicht der Sonne, welche auch die dicksten Nebel zerstreut und erheitert, in Christo, dem menschgewordenen Sohn Gottes, erkennen und erfahren wir die Liebe Gottes, welche die Welt, auch die in Sündenmacht verfallene Welt, zu sich, Heil und Leben führen will. Was hier die Liebe Gottes erwidert die menschliche Liebe. Unter den Weihnachtsbaum mit seinem sinnigen Schmuck legen wir die Gaben der Liebe. Welchen Wert hätten auch die reichsten Gaben ohne die Liebe, und wie würden andererseits auch die feinsten Gaben gelassen, wenn sie von dem Hauch der Liebe durchweht nicht Eltern beschenken ihre Kinder, Kinder arbeiten und öffnen, um den Eltern ihre dankbare Liebe zu beweisen. Arm, bitter arm, ist nur der zu Weihnachten, der nicht Liebe üben, nicht Liebe empfangen kann.

Rechte Liebe kennt keine engherren Grenzen. Ist kein Baum so klein, keine arme Witwe, kein Waisenkind? Weilt kein Weib in seinen kranken, kriegsbeschädigten liebevollen Weihnachtsgaben? Ist nicht in jeder Umgebung ein Haushalt christlicher Barmherzigkeit, die gerade jetzt der Unterstützung in besonderer Maße bedarf?

Die Liebe Gottes ist der heilige Quell, aus dem die Liebe der Menschen entspringt, die Liebe der Menschen aber die Leiter, auf der wir zur Liebe Gottes empfortreten. Mühselig und reich das Herz, in dem Gottes- und Menschenliebe vereint wohnen. Die Herzen, welche den Weihnachtsbaum farbenreich umschlingen, sind ein sinniges Bild dieser gottes- und menschenumfassenden Liebe.

Weihnachten, das Hochfest der Freude. Siehe, ich verkündige euch große Freude, so lautet der himmlische Ruf an die Hirten, und die Christenheit antwortet darauf mit dem lieblichen Lied: Du frohlichs, o du frohlichs, o du frohlichs, gedenkbewegende Weihnachtsfeier! Und das Lied kennt auch den tiefsten Grund der Weihnachtsfreude: Welt war verloren, Christ ist geboren!

Freude, ach, ein seltsamer Gott in dieser fürchterlichen schweren Zeit, wo das eiserne Rad der Entente immer brüderlicher auf dem Nacken des deutschen Volkes lastet, wo die Kreuzung von Tag zu Tag wie eine Sinnflut steigt, wo wir mit bangen Sorgen der nahen und ferneren Zukunft entgegensehen! — Und doch, sehen wir auf unsere Kinder! Wie froh, wie sorglos sie spielen und lachen, wie Frauen sie sich auf den heiligen Christ, wie jubeln sie, wenn die ganze Familie unter dem strahlenden Weihnachtsbaum versammelt ist! Und nicht die Kinder allein, auch der heranwachsende, blühende Jüngling, die noch hoffnungsvolle in die Zukunft sehen kann und nicht zweifelt, daß Deutschland sich noch wieder, und vielleicht bald, zu alter Herrlichkeit erheben wird, auch ihr ist ein reiches Maß von Freude beschieden. Und wenn wir Älteren die Sorge nicht so leicht abschütteln können, so können wir doch die stille, aber reiche Freude erfahren, die aus dem Glauben quillt, und können uns die reinfte und edelste Freude verschaffen, indem wir anderen Freude bereiten. Weihnachten, das Hochfest des Friedens. In der heiligen Nacht der Geburt Jesu floss es vom Himmel her: Friede auf Erden! Die Weissagung nennt den kommenden Messias: Friedefürst. In der Vorbereitung breitet der Heiland die Friedefäden aus, und als stillschweigend vernehmlich hinterläßt er dem Seinen den Frieden. „Meinen Frieden lasse ich euch“, wenn der Herr geht ein unermessliches Licht von Licht und damit von Wärme und Leben aus und bestreut nicht die untere Erde und alle Menschen, sondern dringt aus himmels in unerschöpfliche Fernen; so geht der Friede Jesu vom heiligsten Feste, dem Menschenhergen, in immer weitere Kreise, die Familien, die Stämme, die Völker, die Welt, bis er zuletzt die ganze

Erde umflutet. Friede auf Erden! Friede das nicht wie ein Sohn in die raue Wirklichkeit der Dinge? Der Friede mit unseren ehemaligen Feinden ist ja nun geschlossen, aber was für ein Friede? Ein Friede mit unerschöpflichen Forderungen, der uns auslöst und zu Kämpfen macht! Friede im Innern unseres Volkes! Stehen nicht die politischen Parteien kampferregt einander gegenüber, reißt uns der soziale Gegensatz, die Verchiedenheit der Weltanschauungen nicht auseinander? Ja, freilich! Aber in diese Welt von Kämpfen ruft der Herr doch mahnend und verheißend: Friede auf Erden! Kannen wir jeder bei sich das Friedenswerk auf Friede mit Gott, Friede im Herzen, Friede im Familienkreis — das wäre ein hoffnungsvoller Anfang, und damit: Fröhliche und gelesene Weihnachts!

Zwischen den Konferenzen

v. Paris, 24. Dezember.
„Petit Parisien“ meldet aus London, die Tagung des Obersten Rates begann endgültig am 6. Januar. Den Beratungen geht ebenfalls eine private Verhandlung zwischen Lord George Brown und dem Reichsminister für die Konferenz in Paris voraus. Man findet die Konferenz der alliierten Außenminister fast, die sich mit der Frage des neuen Ören“ beschäftigen werde. Für diese Beratungen seien 10 bis 12 Tage in Aussicht genommen.
Der „Matin“ sagte in einem Rückblick auf die Londoner Verhandlungen, Ende Januar müsse man einen Plan für den Wiederaufbau Europas haben, der von ganz Europa genehmigt werde. Dem Plan werde ein genaues englisch-französisches Programm zugrunde liegen, das drei Punkte umfasse:
1. Die Wiederanfertigung von Waren durch Wiederherstellung seiner Eisenabfälle und seines Eisenabfallmaterials.
2. Die Lösung der Frage der Wiederverkehrung.
3. Bezüglich Deutschlands besondere Maßnahmen für eine strenge Bewirtschaftung der Kolonialwaren, der Ausfuhr von Waren, des Schutzes der Reichsrenten und der Handelspolitik. Die Kontrolle müsse mittelbar auf das deutsche Eisenwerk im Auslandes angedeutet werden.

Rathenhaus Rückkehr

(Von unserem Sonderberichterstatter.)
Berlin, 24. Dezember.
Dr. Rathenau, der von London über Ostende und Brüssel zurückkehrte, wird heute abend in Berlin eintreffen. Gleich nach seiner Ankunft wird eine sogenannte Chefbesprechung stattfinden, in der Rathenau über seine Londoner Eindrücke Bericht erstatten wird und in der besonders die Reparationsprobleme zu besprechen werden soll. Von diesem Bericht wird es auch abhängen, wie die deutsche Antwort auf die drei Rückfragen der Reparationskommission ausfallen wird. Endgültige Entscheidungen werden während der Weihnachtsferien nicht getroffen werden.

Die Forderungen der Beamten

(Von unserem Sonderberichterstatter.)
Berlin, 24. Dezember.
Bezüglich der neuen Beamtenforderungen hält es die Regierung für unbedingt notwendig, sich mit den maßgebenden Stellen darüber ins Benehmen zu setzen, insbesondere auch mit den Gemeinden, die bei der bisherigen Belastung nicht in der Lage waren, weitere Ausgaben auf sich zu nehmen, die ihnen dem Reiche nicht ersetzt werden können. Es finden deshalb Ende der nächsten Woche im Reichsfinanzministerium Verhandlungen mit Vertretern der deutschen Regierung, der deutschen Arbeitgeberverbände, des Zentralverbandes des deutschen Großhandels, des Reichsverbandes der deutschen Industrie, des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft, des Städteklages usw. statt.

Ferner meldet W. Z. halsbärtig:
Dem Reichsreformministerium ist über tatsächliche vorgelegte Arbeitseinstellungen die jetzt keine Wirkung ausgegangen. Einigkeit der Gehaltsregelung der Beamten mit der Eisenbahnverwaltung gemeinsam mit anderen Reichsressorts, besonders mit dem Reichsfinanzministerium, vorgegeben haben. Die bisher getroffenen Maßnahmen der Gehaltsabgabe auf das Gehalt vom 1. Januar beruhen auf einem Gehalt der Reichsregierung. Es hat aus zwingenden Erwägungen auf die engsten Bedürfnisse beschränkt werden müssen. Die Arbeiterpflicht hat zunächst, wie anzunehmen ist, den Charakter der Maßnahme nicht richtig erkannt. Der Reichsreformminister hatte in diesem Zusammenhang, die Gehaltsabgaben entsprechend auszulassen. Immerhin hat er den Gehaltsabgaben angeschlossen, welche zu machen, durch die eine etwa vorhandene Ausgleichung gehindert werden kann. Es kann wohl erwartet werden, daß es den Gemeindefunktionen gelingt, die Ruhe und Wohlleben des Personals aufrechtzuerhalten und die glatte Abwicklung des Staatsdienstes zu gewährleisten.

Das amerikanische Erprobung. Marshall Hoop hat sich am 14. Dezember im New-Yorker Hafen gemeinsam mit Klotz auf der „Paris“ eingeschifft. Während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten verließ ihn 30 Universitäten des Landes, 15 Erben und mehr als 50 Millionen wurden ihm überreicht, einmal wurde er zum Ehrenbürger ernannt. In New York hat ihn bringt Marshall Hoop die ihm gemachten Geschenke nach Hause, darunter eine Bildtafel und eine große Anzahl kleinerer Geschenke.

Was Herr Severing provozierend findet

Herr Severing, der preussische Minister, der für die öffentliche Ordnung verantwortlich ist, hat auf eine deutsch-nationale Anfrage wegen Ausschreitungen in Erfurt eine Antwort gegeben, die es verdient, in der breiten Öffentlichkeit bekannt zu werden. Sie lautet (Nr. 1680 Preuß. Landtag, 1. Wahlj. 1. Zg. 1921):

„Anlässlich der Feier, die der Bund der Frontsoldaten (Stahlhelm) am 2. Oktober d. Z. im „Reichshaus“ in Erfurt veranstaltete, war besonders im Hinblick auf die vor der gemäßigten Presse in Aussicht gestellte Gegenemonstration Schutzpolizei bereitgestellt worden. Ebenjovonien wie der ursprünglich beabsichtigte Umzug des Bundes der Frontsoldaten, der später aus freien Stücken unterließ, beabsichtigt unterlag worden war, ist ein Verbot anderweitiger Umzüge ausgesprochen worden. Die Gegenemonstrationen gegen den Stahlhelm sind von der Polizei fortwährend beobachtet worden; auch vor Schutzpolizei in geringerer Stärke in die Nähe des „Reichshaus“ herangeführt worden, um die in dem Gäßchen verammelten Mitglieder des Bundes der Frontsoldaten gegen die Demonstration zu schützen. Beiläufig durch den Fehler eines einzelnen Führers der Schutzpolizei, der die Lage nicht richtig erkannte und dem Verbot durch den Führer des Demonstrationzug, sie würden die Massen in Bewegung halten, wenn die Schutzpolizei abziehe“, Glauben schenkte, konnte dem bedauerlichen Umfange, daß einige Stahlhelmmitglieder von den Führern des Schutzpolizei als die erregte Menge mit Gummiknüppeln bedroht (3), ist es auszuweichen, das Ausschreitungen zu verhindern, nicht geschickter war. Mißhandlungen von Stahlhelmmitgliedern haben leider stattgefunden, insofern keineswegs unter Duldung der Polizei im Gegenteil hat die Schutzpolizei die Stahlhelmmitglieder, soweit es ihr möglich war, vor Mißhandlungen geschützt. Wenn einzelne Verlesenen des Stahlhelms sich trotz wiederholter Ermahnungen des Stahlhelmbundes, den Gehalt zu verlassen und die Straße zu betreten, bevor die demonstrierende Menge zurück war, so sind sie für die vorzunehmenden Folgen dieser provozierenden Handlungswelt allein verantwortlich. Die Nachmittagsverammlung des Stahlhelms konnte deshalb nicht stattfinden, weil der Wert aus Furcht vor Schwärzungen sein Lokal zu dieser Veranstaltung nicht zur Verfügung stellen wollte — Ich habe den Regierungspräsidenten ersucht, auf ein besseres Zusammenarbeiten der städtischen Polizeiverwaltung und der Schutzpolizei hinzuwirken, um eine Wiederholung der bedauerlichen Vorfälle vom 2. Oktober unbedingt zu verhindern. Auch sind die mit unterstellten Polizeibehörden gemeint, Vorbeuge zu treffen, daß sie sich über derartige Demonstrationen rechtzeitig informieren sowie allen Versammlungen gegen Schwärzungen von außen her wirksamen polizeilichen Schutz gewähren.“

Comeli die Antwort des Ministers. Herr Severing muß also zugeben, daß die Ausschreitungen haben stattfinden können, weil die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen nicht durchgeführt worden sind. Insofern die Gegenemonstration gewalttätiger Elemente zu verhindern, wie es Pflicht der verantwortlichen Stellen gemessen wäre, hat man mit sogenannten Führern der Demonstrationen verhandelt und sich um ihnen nach Hause schicken lassen, so daß dann nach diesem merkwürdigen Abzug der Schutzpolizei die gewalttätigen Elemente das Feld für ihre Absichten frei hatten. Für diese Ergebenen bezeichnet er es als eine provokierende Handlungswelt, wenn gewisse ein Ausschreitungen fragen, das sie fennitlich macht als Männer, die zum Schutze des Vaterlandes Leben und Gesundheit aus Spiel gesetzt haben. Und wenn sie, nur weil sie als pflichterfüllende Vaterlandesvertheidiger fennitlich waren, von einer verheerenden Menge überfallen und mißhandelt wurden, dann moat ein preussischer Minister zu erklären, sie, die Überfallenen, seien dafür „allein verantwortlich!“ Bequemer kann man wohl die eigene Verantwortung nicht auf andere abwälzen. Und dabei hat Herr Severing das Bemerkte, daß die von ihm beliebte Darstellung der Vorgänge unhaltbar ist. Deshalb lenkt er, nachdem er seiner Meinung den deutsch-nationalen Anfragern und dem „Stahlhelm“ gegenüber Luft gemacht hat, in den Schlußworten ein und verweist uns doch Vorbeuge zu treffen, daß solche bedauerlichen Vorgänge künftig nicht mehr geschehen, wenn man dieser Verleserung nach den vorangegangenen Verbindungen über die „provokierende Handlungswelt“ der Stahlhelmelemente keinen rechten Glauben schenkt. Auch das nächste Mal, wenn Elemente, die Herr Severing mehr oder weniger nahe stehen, derartige rohe Ausschreitungen begehen, wird der verantwortliche Minister vermutlich ebenso herausfinden, daß sie zu ihrer Verantwortlichkeit „protokolliert“ hat.

Das Disziplinarverfahren gegen Geheimrat Ponski

In Sachen des Disziplinarverfahrens gegen Geheimrat Ponski veröffentlicht die „Schlesische Zeitung“ eine Disziplin, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Sie lautet:

Am 5. Dezember fand in Leipzig vor dem Disziplinarhof, in dem mehrere als glückliche Männer des neuen Reiches betrachtet sind, die gegenwärtige Verhandlung gegen den Ministerialrat Dr. Ponski vom Reichsarchivministerium statt. Ponski hatte gegen den letzten Reichspräsidenten aus dem preussischen Ministerium, der an einem durch viele Zeitungen organisierten Brief gerichtet. In ihm trat er, der von Braun berechneten Ansicht entgegen, daß dieser im Gegensatz zu den Reichsparteien als besonders eifriger Förderer des Siedlungswesens zu betrachten ist. Nach dem Inhalt dieses Briefes ist genau das Gegenteil der Fall, da ja die Sozialdemokratie die mit der Siedlung verbundene Stärkung des Eigentums verachtet. Braun war auf eine sehr eigenartige Weise in den Besitz eines von Ponski geschriebenen Privatbriefes gelangt. Auf Grund davon hat er ihn, der ihm damit sachlich als politischer Gegner erschienen wäre, in Verbindung mit im Reichstage und öffentlichen, ehrenbrechtlichen Ausschüssen angelesen. Ponski vermachte sich, da er wieder von den Ministerpräsidenten Braun eine Maßnahme der Verleumdung, noch von seinem eigenen Minister Schutz erlangen konnte, gegen diese Unrechtmäßigkeiten und seinen eifrigeren Schützling der Reichspräsidenten und absoluten Willküranten aus Schlesien ab. Die Verteidigung des von Justizrat E. G. v. d. Berlin unterhaltenen Verhältnisses beruhte interessante Probleme des neuen Staatsrechts, über die das letzte Wort noch nicht gesprochen sein will. Man hatte Ponski auf Grund des § 10 des Reichsbeamtengesetzes in Anspruch genommen, weil er die heute doppelt namentliche Mitgliedschaft des offenen Briefes verboten hätte, vornehmlich, sowie Verletzung der beamteten Berufspflicht durch die Veröffentlichung als solche. Das Gericht erörterte Anfangs, daß die Angriffe Brauns als ehrenbrechtliche und unehrenhafte Anfechtung, hätte die Verletzung der Berufspflicht, hätte unter Verletzung des letzteren Beamten nur die mildere Form des Ungehorsams angenommen und auf die geringste Strafe — Warnung — erkannt.

In der von beiden Seiten eingehenden Berufung bezog sich der Angeklagte das Verbot seines Ministers als ein solches, dem kein Gehorsam gebührend werden müsse. Der Befehl sei verfassungswidrig und deshalb nicht. Weiterhin habe der Beamte das Recht und die heute doppelt namentliche Mitgliedschaft des offenen Briefes verboten hätte, vornehmlich, sowie Verletzung der beamteten Berufspflicht durch die Veröffentlichung als solche. Das Gericht erörterte Anfangs, daß die Angriffe Brauns als ehrenbrechtliche und unehrenhafte Anfechtung, hätte die Verletzung der Berufspflicht, hätte unter Verletzung des letzteren Beamten nur die mildere Form des Ungehorsams angenommen und auf die geringste Strafe — Warnung — erkannt.

weltens dem Staat den Rücken kehren könne — bei jedem der gebräuchlichen Regierungsmittel seine Zustimmung ändern! Das ergreift die Sozialdemokratie und ihr Gefolge jetzt den Beamten die politische Freiheit zu bestreiten verweigert, sei ein neuer Beweis dafür, was die Demokratie unter Freiheit verleihe. Der Reichs Disziplin ar Hof ließ sich diesen vielen Ausführungen nicht an, sondern erklärte gegen Ponski auf Vernehmung in einen anderen, jedoch gleich hohen Botsen unter einmaliger Gehaltskürzung um 8000 Mark. Er folgte den Ausführungen des Reichspräsidenten, der auch für den sozialdemokratischen Staat in jeder Hinsicht die gleiche Doppel- und Dreifach-Autorität und blinde Gehorsam verlangte. Da sonst die heute doppelt beglückten verantwortlichen Minister ihre Tätigkeit nicht durchführen könnten.

Wenn nicht alles käuflich wäre — natürlich mit Ausnahme der politischen Herren Minister — die Beamten in der Republik unter einer Manufaktur kommen, gegen welche die einschlägigen Rechtsverhältnisse in den früheren verachteten Autoritätsstaat als ein Sort geborener Freiheit und geachteter Ehrerbietung erscheinen dürften.

Das dankbare Vaterland

Die gekamte demokratische und sozialdemokratische Presse laßt geradezu nach der strafrechtlichen Verurteilung des Generals v. Helmuth wegen feiner angelegenen Zeilnahme am Kaputtnehmen. Mit Befriedigung schreibt das Berliner Tageblatt über den Erfolg dieser Hege:

Wir sind erhaben, ist im Verlaufe der Besprechungen die, wie gemeldet, gefahren zwischen dem Reichsjustizminister v. Helmuth und dem Oberreichsanwalt Gerner über das Ergebnis des Sapp-Prozesses stattgefunden hat, in der Frage, ob gegen General v. Helmuth eine Anklage erhoben werden soll, nach seiner Entscheidung getroffen worden. Der Reichsjustizminister hat den Oberreichsanwalt beauftragt, ihm noch einen schriftlichen Bericht zu erstatten. Man nimmt an, daß die Verantwortung der feinen Anklage der Angeklagten im nächsten Monat bekannt werden wird. Das Votum ist ein eifriger Selbstverleugere, der Reichsjustizminister Dr. Helmuth, können nicht zu fühlen, daß diese Häufigkeit der „Dankebriefe“ gegenüber einem hochverdienten Feldherrn, dessen Name in der Weltgeschichte stets mit Ruhm und Ehre genannt werden wird, geeignet ist, die letzten höchsten Worte von Achtung für diese demokratische Republik gänzlich zu tilgen.

Der Streit um den Kaiserbrief

Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: Das Schreiben des Kaisers an Hindenburg, das eine persönliche Verurteilung Wilhelm I. gegenüber den verstorbenen Königen enthält, ist bekanntlich in der Presse der Sinne in Angriff genommen worden. Man verfuhr der Veröffentlichung einen Sinn unterzuziehen, die sie gar nicht befiel. Angeblich sollte es sich dabei um eine „monarchistische Aktion“ handeln. Der den Brief ohne Beurteilung gelassen hat, war eine weitaus zu dem Ergebnis kommen, daß der Kaiser darin nur von einem Recht Gebrauch gemacht hat, das das höchste Richteramt jedem Menschen zusteht, vor dem Rechte der Abwehr von Verfassungsverletzungen. Soll Kaiser Wilhelm überhaupt keine Gelegenheit erhalten, vor der Öffentlichkeit sich gegen alle die ungewöhnlichen Angriffe zu verteidigen, die in den letzten Jahren von der ganzen Welt gegen ihn geschleudert worden? Es muß ein gewisses politisches Aufsehen erregen, wenn eine Volkspartei die Abrechnung in einem demokratischen Blatt zu dem Zwecke in einer Weise Stellung nimmt, die wohl der Auffassung der „Voss. Ztg.“ nicht aber den Ansichten der Deutschen Volkspartei entsprechen dürfte. Frau v. Helmuth v. Oheimb erklärt in dem genannten Blatt, daß die Veröffentlichung eine Propaganda für die Monarchie bezweckt hätte, und daß sie das Gegenteil von einer Entgiftung des Volkes, also die Vergiftung des Volkes, erzeugt hätte. Frau v. Oheimb unterteilt also jene Wägen, die den Brief veröffentlichten, zu denen auch der Berliner Gegen der Deutschen Volkspartei gehörte, eine Vergiftung des deutschen Volkes. Wir

wissen aus hier nicht mit der Stellungnahme der Parteien und ihrer Mitglieder zu der Frage des Kaiserbriefes, aus einander setzen, aber wir müssen festhalten, daß wir es schon sein müßte, für recht unzulässig gegenüber dem früheren Reiches halten, wenn man sogar in nationalen Kreisen Deutschlands ihm das Recht zu einer Selbstverteidigung absprechen wollte.

Wir haben am Freitagabend schon Stellung zu der Meinung der Frau v. Oheimb genommen und können auch die Auslassung der „Täglichen Rundschau“ nur Wort für Wort unterbreiten.

Zu seinem Briefe an Simon's Freiheit Hindenburg: Nach dem mit vorliegenden Text haben Em. Erzherzog in London gesagt: „Wer die Verantwortung für den Brief trägt, darüber wird einst die Weltgeschichte das Letzte Wort sprechen. Wie alle haben dem Ereignis noch zu nahe. Es hat mir immer ferngelegen, die deutsche Regierung von jeder Verantwortlichkeit am heilige freisprechen zu wollen, aber überhanpt ein einzelnes Wort die Schuld an diesem schrecklichen Ereignis trägt und ob dies ausschließlich das deutsche Volk ist, wurde durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles nicht endgültig entschieden.“ Ich glaube, die Entscheidung darüber, ob meine Ansichtung berechtigt war, dem Urteil der Öffentlichkeit überlassen zu können.

Wir bringen diesen Absatz des Briefes nochmals zum Ausdruck, da in unserer letzten Nummer der Sinn durch falsche Anordnung der Aufzählungsstriche entstellt war.

Republikanische Rechenmethoden

Anteilige Pressefaktoren haben gewiß einen Zweck. Sonst wären sie doch nicht da. Auch der preussische amtliche Pressefaktoren, der dem Minister v. Gerner in unterstellt ist, verjagt von Zeit zu Zeit seine Existenzberechtigung zu erweisen. Wie das letzten Mal geschah ist, dafür ein Beispiel. Der Staatsrechtslehrer der Berliner Universität, Professor v. Borchard, hatte vor einiger Zeit in einigen rechtsgerichteten Blättern Artikel erscheinen lassen, in denen er der Republik ihre Verfassungsmethoden und andererseits einen Teil der höheren Beamten weit weniger gewarben als das Kaiserreich. Gegen diesen Wortwurf wandte sich nun der amtliche preussische Pressefaktoren, der selbst einem je republikanisch gesinnten Blatt wie der „Vossischen Zeitung“, ungewöhnlich dünkte. Dies Blatt charakterisiert den amtlichen Pressefaktoren folgendermaßen:

„Ich gegen den Wortwurf auf unglücklicher Gehälter mit sachlicher Überlegung zu wehren, ist das auch Recht der amtlichen Stellen. Der preussische Pressefaktoren hat sich in einer Auffassung gelassen, deren gute Absicht durch mehr als hundert republikanische Methoden in Mißacht gebracht wird. Der preussische Pressefaktoren stellt die Gehälter, die Minister, Staatssekretäre, Ministerialdirektoren und Ministerialräte heute beziehen, denen gegenüber, die sie beim Fortbestehen der Friedensgehaltstabelle beziehen müßten, und er rechnet ein ganz ungeheures Manko, eine ganz außerordentliche Unterbezahlung der leitenden Beamten heraus, indem er jene Friedensgehälter einfach, entsprechend dem Goldpreise bism. dem Stande der Valuta, mit 37½ multipliziert. Als feinerer Teil die Entente bei den Vergleichen der Steuerlasten eine ähnliche Umrechnung vornahm, wurde dagegen von deutscher Seite der amtliche Pressefaktoren erhoben — und aber mit vollem Recht. Denn wenn man heutige Einkommen in Deutschland mit Vorkriegseinkommen vergleicht, so kann man nur die Verminderung der inneren Steuerkraft zugrunde legen, auf keinen Fall aber den Rückgang der Valuta. Die Behauptung, daß preussische Minister, wenn sie sich in ihrer Bezahlung dem Friedensstand gegenüber nicht verschlechtern wollen, heute ein Gehalt von mehr als einunddrittel Millionen Rubelmark haben müßten, ist höchlich unbedeutend, eine Unbilligkeit. Jeder ist den höchsten Rechnern des preussischen Pressefaktoren noch ein weiteres Manko wahrzunehmen: Sie haben nämlich von den Gehältern die Einkommensteuer in ihrer alten, nicht in der neuen Höhe

„Der Medderhoog“

Schleswig-Holsteinischer Roman von

Denkmale von Merckheim (Margarete Großin von Binow)

„Ich lasse ihn aber nicht fort.“ Sie haunerte sich an den gedanklichen Arm des Bräutigams. „Es ist ja himmelstreichend, einen Verlobten mit Gewalt fortzuschleppen für vor Ablauf des Waffenstillstandes.“
Lorp überlegte. „Wenn Herr v. Bräutigam mir sein Gehörwort gibt, nie wieder gegen uns kämpfen zu wollen, dann mag er bleiben.“
Manbau gab ihm fast ins Gesicht. „Das tue ich nicht. Sobald ich kann, melde ich mich geund und kämpfe weiter.“
„Sehr schön. Dann lasse ich also ein Pferd für Sie halten.“ — Graf Reventlow, bitte, wollen Sie den Befehl übergeben? Herr Vater wird Herrn von Manbau gewiß mit Vergnügen berichten.“
„Nehmen Sie denjenigen einen Wagen“, flehte Aia. „Bedauere, Komte. Die Zeit drängt. Mit einem Wagen kommen wir nicht übers Moor — und wir haben's eilig.“
„Sehr eilig, einen Schurkenreich auszuführen!“ murmelte sie mit bloßen Lippen.
„Das gerüben Sie zu bemerken, Komte?“
Aia antwortete nicht. Ihre Augen waren voll Tränen.
„Graf Reventlow, lassen Sie sich aus, bitte, gleich die Fahne von den Schultern nehmen. Die wollen wir zum Fenster aus einer Kasse hinausbringen.“
Christian ging stumm mit schweren Schritten den Gang hinunter. Graf Luitze lief hinter ihm her, um den Sohn seine Schuldne von den Augen zu verlieren.
Als Christian zurückkam, trug er wirklich die zusammengepackte dänische Fahne in der Hand. Er stellte die Stange mit dem aufgerollten Tuch in eine Ecke des Ganges. „Mein Vater ist toben aus Hendsburg zurückgekehrt und wird sofort herkommen“, berichtete er ruhig.
„Wohin ist er gerückt?“ rief Aia aus vollem Herzen. „Aum wird alles gut.“
Lorp widerte die Fahne aus. „Der Graf will jedenfalls den „Danebrog“ aus dem Fenster hinaus lassen!“
Über die er noch die Stange vollends befestigen konnte,

füßte er seinen Arm von zwei schlanken, kräftigen Wädchenhänden umflammer.
„Das würde ich nicht!“ rief Aia. „Aus meinen Fenstern längen Sie die Fahne nicht, Baron Lorp!“
„Komte!“ — lassen Sie mich los! Sie werden nicht wollen, daß ein Mann die Fahne aus dem Fenster hebt. Aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. Der Danebrog soll und muß hier wehen.“
Er verdrückte seinen Arm freizumachen, aber Aia umspannte ihn nur um so fester.
„Aia!“ bat Manbau leise. „Gib nach. Zum Sonntagmorgen darf es nicht kommen, und ich bin nicht imstande, eine Waffe zu führen.“
„Und mein eigener Bruder ist zu feig dazu!“ herrschte Graf Luitze die Tochter an. — „Verlassen Sie die Ungewöhnlichkeit meiner Tochter, Baron Lorp.“
Aia trat sehr, an die Hand des Grafen. Sie lebendichst geäußerte Betätigung der Komte macht mir sogar Spaß.“
„Nun ist die Kanstler während des Schloß. Man hätte denken die laute Stimme des alten Grafen, der Fragen und Antworten mit der Dienerschaft tauschte. Dann kam ein leiser, wuchtiger Schritt die Treppe herauf. Graf Friedrich Reventlow stand vor der im Korridor verfallenen Gellächter.
„Vater, hilf uns!“ rief Aia rufend auf. Sie ließ Lorp's Arm los, der diesen Augenblick benützte, um die Fahne vollends zum Fenster hinauszuschleppen. Der Wind blühte sie weit an. Unten im Hof schrien die Schulden laut herauf, daß die „Danebrog“ flatterte.
„Was soll das bedeuten?“ Der alte Graf trat dicht vor den Rittmeister hin. „Wer meint es, hier in meinem Hause eine feindliche Fahne aufzuhängen?“
„Ja“, antwortete Lorp flüchtig. „Der Danebrog steht ich zum Fenster hinaus zum Zeichen, daß unser Unternehmen gescheitert ist und der Gefangene sich in unseren Händen befindet. Wir führen jetzt nicht länger. — Leutnant Graf Reventlow, führen Sie den Gefangenen aus. Wir müssen aufbrechen.“
„Mein Gott, der Leutnant von Manbau, bleibt hier, ergriffene der alte Graf hat die Aia an seinen Schultern schloß an Graf Luitze. Ein Gott seiner mühseligen Hände genügte um die nur lose befestigte Fahne abzureißen. „Da laßt euch euren Danebrog aus dem Fenster

auf, wohin er gehört!“ Mit einem Ruck stieg er den Gang durch die in lauten Schreien verpöhlende Glasheide und schlenderte die Fahne auf den Hof hinunter. „Nieder als daß ich den Danebrog hier wehen lasse, steht ich mein Haus selbst.“
„Das kann ich Ihnen nicht vermehren.“ Lorp erlosch vor Lorp. „Aber für unsere Sache muß ich mir Ihre erteilte eine angemessene Behandlung aussüßen. Meine Schulden werden jetzt den Danebrog auf dem Dache des Hauses befestigen.“
Er wollte den Befehl hinunterrufen, aber Graf Reventlow hielt ihn zurück.
„Sparen Sie den Soldaten die unnötige Mühe. Meine Leute werden die Fahne sofort wieder herabziehen und in Lumpen zerlegen. Wenn ich die Feuerlade läuten lasse, läuft das ganze Dorf aufammen, und ich will mir keinen dänischen Schulden werden, meine schleswig-holsteinischen Bauern noch allemal fertig.“
„Das wollen wir sehen.“ Lorp gab Christian einen Wink. Sie nahmen den Gefangenen in die Mitte.
„Manbau, Sie bleiben hier und lassen sich sofort zu Bett“, befahl der alte Graf. „Rittmeister von Lorp. Sie haben kein Recht, meinen Gott als Ihren Gefangenen zu behandeln.“
„Mein Recht, einen entlassenen Gefangenen zu ortieren? Wir sind die Sieger.“
„Vorläufig ist der Kampf noch nicht ausgetämpft, nur hinausgeschoben. Ich unterrichte Sie in Hendsburg die Bedingungen des Waffenstillstandes. Wir ziehen sämtliche Truppen hinter die Elbe zurück.“
Lorp wurde unangenehm überaus zusammen. Dies hatte er nicht erwartet. Eine Weile dachte er nach. „Das ändert allerdings die Sachlage“, dachte er endlich wieder in seiner gewohnten gleichmäßigen Art. Er war zu Flug, um nicht sofort einzugehen, daß er mit den wenigen Leuten seinen Willen nicht durchsetzen konnte und man ihm auch wenig Dank dafür wissen würde, wenn er nach Ablauf des Waffenstillstandes noch einen blutigen Streit wegen der Herausgabe eines entlassenen Gefangenen anfangen.“
„Undigste Grafin, über Verzeihung für diese Erklärung bin ich sicher.“ Lorp wandte sich mit liebenswürdigem Blicken an Graf Luitze. „Dadurch hatten Sie mich nicht die Freude, Ihre Sohn zu sehen.“
(Fortsetzung folgt.)

Alte deutsche Weihnachtsstimmung

Vom schwarzen, schneidswangeren Himmel
taumeln langsam
silberweiße Flocken
dicht, lautlos, leicht,
wie Daun'n weich und art,
und legen sich leicht
wie eine weiße, warme Decke
über das schlummernde Land.
Klingelglocken
aus bunten Weiten
goldhelles Lichterfunkeln
von Weihnachtskugeln
wie tausend aufblühende
danfbare Kindergeränge . . .
Leise klingen die modernen Klätter
Fernes Läuten von Glocken!
sanft und süß,
wie vom weißen Schneefittich der Lüfte,
von tausend weichen,
kleinen, flatternden Engelsschlägen
herübergetragen.
Vom Winde verweht,
in die Seele flummende
uralte Weihnachtskolorde . . .
Töne und Silberflocken,
Ländchen und Lichterglanz,
— und die Gedanken der Menschen.
Ein Traum,
ein wunderbar artiges,
seltsames Weihnachtsgeränge!

Hans Benzmann.

Ueber die Herkunft unserer Weihnachtsen

Von Professor H. Bogler.

Bei keinem unserer religiösen Feste tritt wohl die Vermischung altgermanischer und christlicher Gebräuche in so innigem Zusammenhang zutage wie bei unserer Weihnachtsen, zugleich aber auch die Verwertung von Germanentum und Christentum, das es für den Reizen nicht immer leicht ist, Grenze und Beziehung festzustellen. Seit allen Völkern hat die Wintermonatwende, mit der das Längerwerden der Tage anhebt und die Zunahme an Licht und Wärme auch der baldigen Wiegeburt alles Lebens in der Natur entgegensteht, willkommenen Anlaß, um da ein Fest der Freude zu begehen, wegen sie sich auch die so Jahr für Jahr immer zum selben Zeitpunkt wiederkehrende Naturerscheinung auf verschiedene Weise erklärt. So feierten z. B. die Hindu, die doch mit den Germanen so manchenverwandelt waren, das Wiedererwachen des in todesähnlichen Schlaf verfallenen Gottes Vishnu. Keinesfalls istler noch dem Glauben unserer deutschen Vorfahren Wodan, mit seinem Geistesergoße bezaubert, in einem Berge bis zu dem Tage der Sonnenwende, an dem er den unterirdischen Herker verläßt, um dann mit dem weißen Seere, in dem sich auch Götinnen wie Frau Solva oder Freya befinden, während der Wintersonnenwende, d. i. vom Weihnachtsfest bis zum hl. Dreikönigstag, durch die Lüfte zu tollen und so ein wunderbares Jahr zu verleben. Damit eng verbandt ist die Göttergange von Balder oder Balder, Odhins (= Wodans) Sohn. Sein Name selbst ist in viel wie „leuchtender Tag“ (altnordisch hael = leuchten) und entmischte sich zu der Bedeutung von „Früh“ und „Sonn“. Balder galt als der Himmelsgott; er war die personifizierte Sonne, was sich heute noch in deutschen Wimmennamen wie Walbers brä, d. h. Walbers Braue (für die Sundsfamilie), die mit ihrer gelben Blumenfarbe an die Sonne erinnert, oder auch in engl. daisy (aus days eye Tagesauge) für das Gänseblümchen spiegelt. Die Merseburger Zauberprüche aus dem 8. Jahrhundert belehren uns, daß dem Fehlen Walbers der Fuß verrenkt wurde und die Götter dann selbst alles daran setzten, um nicht bloß dem Pferd ihres Wodlings zu helfen, sondern auch diesen letzteren vor jedem Unheil zu schützen. Nach Snorri's Edda ist Walder zwar den Tod, ist aber eben die die christliche Ueberlieferung von Jesus bezieht, seine Wiederkehr feiern.

Die Germanen glaubten also an die Wiederkehr; Walders, des Licht- und Sonnengottes, und feierten ihm zu Ehren ebenso wie die Stabdiener im Januar das Julefest, das den Seelen der Abgestorbenen gedenkt war. Man betrachtete dieses Fest auch als den Abschluß der Mitte Oktober beginnenden „Wintersonnenwende“ und als den Beginn des neuen Jahres. Das Wort „Jule“ ist noch nicht hinreichend erklärt. Es findet sich als Wodan in der Bedeutung von „Fest der Wintersonnenwende“ im 9. Jhd. als sol. dänisch „Jule“, angeblich gebohlo, englisch jule, gotisch juleis für „Christfest“, was ursprünglich zu Ehren Junes abgehalten wurde. Somoß der geistliche Mittel als auch der Eheleute dabei symbolische Wertung. Das Gehen von Göttern erinnert heute noch an die altgermanischen Opfer, die den Göttern dargebracht wurden, wie z. B. dem Kriegsgotte als edelste Gabe ein Kriegsgangener Mann, der entweder an einem Galgen erhängt oder in die Dornen geworfen wurde. Solche germanischen Sitten verbanden sich als das Christentum Eingang gefunden hatte.

Wer nicht bloß die germanische Opferfeier in dieser Zeit machte es der Kirche leicht, ihr Christfest einzuführen, indem auch die Feste anderer Völker, die eben auf diesen Zeitpunkt fielen. In Griechenland seierte man am 30. De-

zember im Tempel zu Delphi das Grab des Dionysos oder Bacchus, indem man nun zu Winters Anfang um seine in Todesklammer verurteilte Frau trauerte, nachdem man zu gerade im Herbst seine köstlichen Gaben, die Trauben und auch deren gefeilteren Saft, dankbar genossen hatte.

Keinesfalls verhielt es sich mit den Saturnalien der Römer, dem an den 7 Tagen vom 17. bis 24. Dezember gefeierten Fest des Saturnus, in dessen Tempel als Symbol des neugeborenen Sonnenlichtes viele Lichter angezündet wurden. Außerdem ergab man sich in dieser Zeit ausgelassenen Festesfreuden und besandete einander. In der Kaiserzeit wurde diesen Festtagen noch ein adster (25. Dez.) zur Feier der zwar vom dem Winter bekämpfen, aber doch unbesiegbaren Sonne hinzugefügt und gleichzeitig das Geburtstfest des unbegingbaren Sonnenottes Mitra begangen. Dieses römische Sonnenfest hatte auch in allen Ländern, die sich dem großen Weltreich unterwerfen mußten, Eingang gefunden. In Spanien, Frankreich, ja selbst in einem Teil Britanniens blühterte es sich ein, wengleich die einheimische Bevölkerung wie Kelten, Gallier und auch germanische Völkstämme obnehin ihre eigenen Opferfeste um diese Zeit begingen. Darans mag erhellen, daß dem Weihnachtsfest, wo es auch immer in christlichen Geiste heute gefeiert wird, doch die verschiedensten heidnischen Grundlagen nicht aberkannt werden dürfen. Doch sich besonders in Deutschland das altgermanisch-mythische in weit höherer Maße als irrendo erhalten hat, ist wohl in dem träumerischen, dem alten Volksglauben mit Vorliebe nachhängenden Wesen des Deutschen begründet. So sind, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in den Götterfanten, die in manden Gegenden der Schimmelreiter, in anderen der Knecht Ruprecht (beides ursprünglich Weinamen Wodans, abdt. ruodperah, d. h. ruhmglänzend oder auch „Kraumpuß“ genannt) den Kindern in der Adventszeit bringt, Feste der altgermanischen Opfergaben zu erkennen und in dem heidnischen Weihnachtsgebäude aus Götterfanten, das ursprünglich als Bild des heidnischen Gottes, Aus der Bedeutung der verschiedenen heidnischen Feste, die eigentlich alle dem Lichtgott geweiht waren, erklärt sich auch die Sitte des Weihnachtsbäumchens, der, wenn ich auch hierin Schöffels „Effeherd“ auf historische Quellen stützt, schon im 10. Jahrhundert ebenfalls in Deutschland ererbte. Sider ist, daß die Bezeichnung „wihre naht“ Weihnachts, schon in der mittelhochdeutschen Zeit gebräuchlich, neben „Seilige Nacht“ anfangs nur dem einträgigen Feste galt, später jedoch als sich die Feiertage auf mehrere Tage erstreckten, auch in der Weihnachtsfeier (aus dem 3. Jhd. ze wihon nahton entstanden) auf das Fest überhaupt angewendet wurde. Erst in neuerer Zeit gibt man dem Worte „Jule“ den Vorzug, das, als nordisches Urbrunns, auch in andere Sprachen, wie romanisches joli, italienisch giulivo und katalonisches (spanisches) julia bezieht, übergegangen ist, und dort auch so viel wie „fröhlich“, „freudig“, „hüßlich“ bedeutet. Tatsächlich ist es heute ja allerorten, wo es gefeiert wird, ein Fest der Freude, der Verjüngung und der Nächstenliebe; zugleich ein Beweis, wie sich aus heidnischen Barbarentum die Menschheit zu höherer Kultur emporrang.

Winter und Weihnachten im deutschen Minnesang

Von Dr. Hans Benzmann.

Er ist gewaltig und stark,
der zur Weihnachts geboren ward,
das ist der heilige Geist.
Doch ihm mit allem, was in dir ist!
Den Vorzug verleiht er vom Feste.
Denn seinen Zauber und Lebensmut
mird dem die Hölle zu teil.

Am Minnekreise steht ein Hans,
ein goldner Schwad führt ein und aus.
Seine Säulen sind aus Marmelstein;
er leitet uns her hinein
viel farbiger Geirine.

Doch durch die goldbeschlagnen Tür
geht nur: der Sünderreine.

Ein deutscher Dichter hat dieses schöne, kraftvolle und poetisch reizvolle Weihnachtsgedicht um das Jahr 1150 verfaßt, der unter dem Namen Eberwogel bekannt, aus Oberdeutschland gebürtig und mairidisch-bürgerlichen Standes war. Seine Gedichte sind meist Sprüche voll geuader Lebensweisheit und religiöse Gesänge, „deren Sprache sich mandmal bei aller Einfachheit bis zur Erhabenheit des Walmes steigert“, sagt Richard Joachim von ihm in seinem Buche „Deutscher Minnesang“ (wohl die unvollständigste Sammlung von neueren Ueberlieferungen deutscher Minneherren, Regensburg, Verlag J. F. Schöfl). Wilhelm v. Schönl nennt diesen letzten minnesänglichen Dichter, der dem „Minneang“ eigentlich ganz fern steht, den „großen bitter-wehmutigen Eberwogel“. Verleihe die Sammlung „Minneang“ von Wilhelm v. Schönl, die Nachdichtungen in einer neuen, dem individuellen Wesen jedes Dichters liebevoll nachgebenden Fassung enthält. (Verlag Georg Müller, München).

Uns aber jagt jenes schöne Gedicht, daß schon damals und wohl schon früher, wie aus allen lateinischen Spinnen des Malcolrid Strobo, Habanus Maurus u. a. und anderwärts an bairischen Volksfesten, sogenannten Weihnachtsfesten, hervorgeht, das Christfest im Walle in einer ähnlichen winterlichen und fröhlichen Stimmung wie heute gefeiert wurde. Man weiß, daß schon im 11. Jahrhundert Christfesten mit einfachen Strümpfen in den alten, festlich geschmückten Kirchen, Dömen und Klöstern veranstaltet

wurden. Und von damals her wehen so uralte Klänge zu uns herüber, in untere tiefste Seele, wie „Gelobet seist du heiliger Christ“, oder „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, oder „Auer natus in Bethlehem“. Es ist eine uralte deutsche Stimmung; die Burgen mit ihren massigen, runden Türmen, die noch kleinen Städte, die Klöster und Höfe liegen in tiefen Schnee. In sternheller Nacht, und aus dem magisch erleuchteten Kapellen und Strömen dringt der feierliche Weihnachtsgefang der Priester und das Kräpeln der Gemeinde.

„Er ist gewaltig und stark, der Weihnachts geboren ward“, Das Lied, was damals bereits im Walle gelobt haben; denn es wird auch einem anderen fernstehenden Dichter zugeschrieben, dem Geriger, der um 1170 lebte und in dessen Liedern das Festste und Eigentümlichste beobachtet ist, was wir von deutscher Sprachbildung der Zeit besitzen.

Und ein anderes Bild: Es ist im Jahre 1228. Da befindet sich Herr Walther von der Vogelweide auf dem Kreuzzuge im gelobten Lande und hier dichtet er eine Reihe innigen Liebes, einen deutschen Weihnachtskafang, voll Glaubensinbrunst und Gottesminne:

Nun ich erst aufreiden werde,
Da mein süßig Auge liebt,
Dieses Landes heilige Erde,
Die man singt und preist im Lied
Nard erfüllt doch, was ich bot:
Nun ich schauen darf den Wod,
Den der Herr als Wende betrat
Schöne Lande, segensreich,
Doch ich manernd viel geläst,
Kein's ist, das sich dir verleihe,
Was sind Wunder hier geschä'n
Eine Wogd ein Kind gebar,
Gehr ob aller Engel Scher,
— Götlich-menschlich wunderbar!

(Bogmann).

Hier spricht Walther von Liedern, die damals schon das heilige Land gepriesen haben. Augencheinlich hat er hier die alten Volkslieder und Legenden im Sinne, jene wunderlichen Marienlegenden, die seit dem 11. Jahrhundert auch in Deutschland aufkamen. Der schlichte, legendäre Ton war freilich den ritterlichen Minnesängern fremd. Sie feierten das göttliche Mysterium in ihrer persönlichen Art in den homannartigen sogenannten „Reichs“:

Wogd und Mutter schau
Der Christenklaren Wot;
Dem blühenden Stabe Krona,
Dem jungen Morgenrot
Gleichst du, Gächels Lore,
Das feinem offen hand.
Durch das der Himmelstönig
Nur Aus- und Einganga fand
Wie den Kriffall die Sonne
Durchtrifft, lo rein und klar.
Gehar sie unfre Wone.
Die Wogd und Mutter war.

(Bogmann).

So singt Walther von der Vogelweide in seinem großen Reich von der Dreieinigheit. Während dieser Gimmus fast palmenartig kraftvoll und rubig ermit dahinstreift, Klingt aus Gottfried von Straburg's „Voh Maria“ die Glaubensfestigkeit in allen süßen Tönen des Minneliebes. Ein Arabeskenwerk unendlich hübenhaft das auch in diesem Reiche sich aus innigste offensbare fromme Götlich:

Du minniglicher Blumenglanz,
Du aller Jungfrauen Zugenbranz,
Wie bist du ganz
Von Minnestrubm umfangan,
Du bist das blühende Minnekreis.
Du blüht und leuchtet jedeweis.
Denn Gottes Frest
Nst in dir aufgezungen.
Drunn wird dir hoher Lobgefang
Aus liehster Brust gelungen,
Und monde Seele heiß durchbrang,
Zu deinem Reiche süßer Brang,
Der ihm entsprang,
So gang loit du's bezungen.

Zur Weihnachtsstimmung gehört die Winterstimmung. Auch gerade sie spiegelt sich in seinen, anschaulichen Verlein in typischer Weise in mandem Reiche der deutschen Minneänger, die nicht nur von den Freunden des Wais und Sommers und den Vergnügungen der Liebenden gelungen haben. Schnee und Weißebang hat die Reiche bezungen, daß ihr höchste Leben trinkt Sommerglanz, und der Vogel Song, die so hüßig gelungen, ist verlummt im Sain, dazu klar ist den Wod“ singt Gottfried von Piefen. Und wehmütig klagt Herr Heinrich von Beldeke:

Da der Sonne heller Schein
Zu dir Winterfeste neigt,
Und der Sang der Vögel ein
Ueberall im Walde kameiet,
Fühlet auch mein Herz Wehden
Denn es will nun Winter werden.
Doch er keine Wodt uns zeiget,
Wie man's an den Wimmeln sieht:
Die verfallen
Mittelhalb,
Doch mir Reide verbleibet
Und die Luft mich fliehet.

Anderer aber singen auch von den Freuden des Winters, von Feiern, von Tansen und Reizen. Wir wollen hier

Wieder in Studien begriffen, wodurch für Kinder mit lustigen Füßchen Folget nur mit, so wollen wir lachen und Hilde entlocken in lieblicher Gier! (Wurfert von S o b e n f e l s.)

Holl ließen persönlichen Ernste und edelmännlichen Gefühls sind auch in diesen Entwürfen die Lieber Walter's von der Vogelweide. Wie hier biegt sein Gedicht „Der große Sturm“ die furchtbare Zeit, in der wir leben:

O weh, es kommt ein Sturm gebraut,
Nemant in unsern Tagen
Wie er die ganze Welt zerzauf,
Man fingen wird und fagen.
Der soll — o hört nun ködrenschleich
Wilgrim und Woller flogen —
Durchfallen jedes Königsreich
Und Baum und Zorn erschlagen,
Den Großen weht das Gaudt er ab,
Drum laß uns fliehen zu Gottes Grab.

Und der Dichter hebt eine bittere Klage über die deutschen Lande an . . . „Könnt' ich im Winter verschlafen die Heil!“ ringt er in einem anderen Gedicht. Aber seines zergangenen Stimmung war doch die Hoffnung, und keiner hat wie er von der Größe und Tiefe und von der unerschöpflichen Kraft und Zuversicht des deutschen Geistes und Gemütes gesungen.

Luther und die deutsche Sprache

Von Studiendirektor a. D. Dr. E. Wasserjacher.

„Niemand, der weiß, was eine Sprache ist, erhebt ohne Ehrerbietung vor Luther. Unter keinem Volk hat ein Mann an seiner Sprache so viel abgedacht.“

Dieses Wort Klopstocks gilt noch heute. In der Tat, Luthers Verdienste um die deutsche Sprache sind groß, besonders wenn wir an seine Bibelübersetzung denken. Und doch — die Forderung darf sich nicht von Schlagworten lösen lassen. Sie hat unheimlich viel an konfessionelle Hindernisse und Beeinträchtigungen ihren Weg zu gehen. Sie darf nicht in den Fehler verfallen, der den evangelischen Kain nicht selten anhaftet, alles was von Luther kommt, unbedingtes als unmissverständlich und fehlerlos hinzunehmen. Damit würde dem Ansehen Luthers schadet. Er kann eine klare Kritik vertragen, er kann sie sogar verlangen. Seine Verdienste um die deutsche Sprache bleiben immer noch gewaltig, auch wenn sie auf das rechte Maß zurückgeführt werden. Weit übertrieben ist vor allem die Behauptung, die sich seit dem Jahrhundert durch alle Sprach- und Literaturgeschichten hingezogen hat: Luther sei der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache. Ein Mensch mag noch so hoch stehen — eine Sprache kann er nicht schaffen. Luther hat selbst klar und deutlich gezeigt, daß er die Sprache der höchsten Kanzlei vorgebunden und benützt habe. Wie könnte es auch anders sein? Auch die größten Dichter — und zu ihnen gehört Luther nicht; er ist höchstens veranlaßt, aber kein großer Dichter — wie a. B. Goethe und Schopenhauer, haben die Sprache vorgebunden, sie meisterhaft gehandhabt und weiter ausgebildet. Kein einzelnes Wort haben die ganz Großen neu geschaffen, wollten es auch gar nicht, da es wörtlich Wörter genug gab.

Durch seine Schriften, namentlich durch die Bibelübersetzung, hat Luther für Norddeutschland eine Art Gemeinprache aufgestellt (siehe die allmähliche, sehr langsame, Geltung und Nachahmung fand, die langsame, aber in sich selbst, von der Katholizismus sich mehr als im Norden behauptete. Erst im 18. Jahrhundert ließ man die Eigenart, die sich sowohl lautlich als auch im Wortreichtum zeigte, mehr und mehr fallen, und es ist zwei vorchristlichen Zeitaltern, Klein und Weisenern, zu danken, wenn die „Lutherprache“ auch im Süden siegte. Das geschah aber erst im 18. Jahrhundert, zweihundert Jahre nach Luthers Tode! Und auch heute noch finden wir südliche Dialecten und Schriftsteller vertreten; und wer möchte diese Eigenart missen? Ich erinnere an Höpfer, Klinger, Heubner, an Maritz und Gottfried Keller, an Gutzkow, Heine, Herberich und andere. Das macht ja gerade die deutsche Literatur so reichhaltig und mannigfaltig, daß überall, in allen Gauen, besondere Töne erklingen und daß trotz alledem das einigende Schriftdeutsch die verschiedensten dialektischen Erzeugnisse jedem verständlich macht.

Doch kehren wir zu Luther und seiner Bibelübersetzung zurück! Wenn er die heutige Bibel ließe, würde er sie nicht erkennen, so sehr hat sie sich seit den 400 Jahren ihres ersten Erscheinens verändert. Jedes Jahrhundert, jedes Geschlechtsfolge hat daran gearbeitet, und es ist schließlich etwas Auserwähltes daraus geworden. Wenn wir heute die ursprüngliche Lutherübersetzung vor uns hätten — nur wenige würden sie verstehen, denn die Sprache des 20. Jahrhunderts ist eine wesentlich andere geworden, als die des 16. vor.

Luthers Uebersetzung ist nicht etwa als etwas ganz Neues, ohne Vorgänger, entstanden. Im Gegenteil, es gab vor Luther 72 lateinische Bibelübersetzungen, die keineswegs bloß Schlechtes und Unbrauchbares, nein, hier und da sogar Besseres als Luther geboten haben. Das ist wenig bekannt; noch weniger bekannt ist aber, daß Luther diese Vorgänger stark benützt hat. Christ, wenn er es nicht getan hätte! Was man ist, das blieb man andern schuldig! Dieses bewundernde Goethenort gilt auch für Luther. Jeder Große steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Der Broden ist der höchste Berg des Gargas, aber nicht der einzige.

Noch eins darf man nicht vergessen, wenn man Luthers uns oft fälschlich anmutende Ausdrucksweise richtig beurteilen will. Luther war ein Mann, und als solcher ganz und gar in lateinischer Sprache und Sankt heilig, besser als in deutscher. In biblischen und kirchlichen Dingen dachte er bis in sein Lebensende lateinisch, und selbst auf dem Sterbebette waren seine letzten Worte lateinisch. Es bedurfte für ihn eines wirklichen Studiums, um Deutsch zu lernen. Wer in der Prima unserer höheren Schulen lateinische Aufsätze hat anfertigen müssen — glücklicherweise sind diese Zeiten vorbei! — der weiß, wie der so ganz anders geartete lateinische Stil den deutschen unangenehm beeinflussen kann und tatsächlich oft beeinflusst. Unsere Kanzelsprache und unser Volkstümlich bieten reichliche Beispiele für die Wichtigkeit dieser Bemerkung. Auch Fremdwörter sind dem Lateinischen haben sich mit diesen Grundes häufig in großen Mengen über unsere Muttersprache ergossen. Luther war ein Mann aus dem Volke, und er wollte in seiner **Bibelübersetzung** ein Volkstum schaffen. Dazu war es

nötig, die Uebersetzung möglichst frei von Fremdwörtern zu halten. Wie weit dies gelungen ist und wo es daran fest, unterliegt Doktor Julius Boehmer zu Eisenach in seinem Büchlein: „Unsere Lutherbibel im Kampf mit dem Fremdwort“. Rangenlo, 1919.

Im allgemeinen hat Luther weniger Fremdwörter als seine Vorgänger, dennoch sind manche deutlicher als er. Von Ausgabe zu Ausgabe wird Luther sparsamer mit Fremdwörtern, doch kommt es auch vor, daß er wieder Fremdwörter einführt, wo bereits gute deutsche Wörter standen. Um sich dem Volke verständlich zu machen, erregt Luther a. B. fremdartige Wänsbezeichnungen durch deutsche, die sich damit durchzusetzen nicht bedürfen: „Wienig, Grobes, Kammerer; er schreibt Eide für Zeremonie, ein Name, bei dem sich der Deutsche nicht vorstellen kann, u. s. w. Alles in dem Sinne — Luther gibt sich rechtliche Mühe, die Fremdwörter möglichst zu vermeiden, wenn er sie auch nicht ablehnen kann. Besonders in den Apokalypsen hat er sich etwas geben lassen. Zwischen zwei- und dreihundert Fremdwörter waren in der letzten Ausgabe der Luther-Bibel noch stehen geblieben. Eine Anzahl davon haben die Nachfolger Luthers in der Bibelbearbeitung gestrichelt, aber es bleiben doch immer noch zu viele übrig, daß weitere Durchsicht und Ausmerzung nötig erscheint. Den Vorkämpfern, die Doktor Boehmer in der Beschreibung macht, wird man in den meisten Fällen beistimmen können; nur wo es sich um gänglich eingebürgerte Fremdwörter, richtiger gesagt: Lehnbörter, handelt, kann man anderer Meinung sein. So möchte a. B. Engel und Karobies beibehalten; sie haben etwas so traulich Deutsches angenommen, daß niemand an ihre fremde Herkunft denkt.

Das deutsche Wanderlied

Von Franz Wismann.

Die alten Zeiten des Schicksals kehren wieder. Die frühzeitige Weisheit, die höhere Einmühen aus dem Verberf zu erzielen wähnt, wenn sie ihn in unerwarteter Weise verleiht, wird künftig die Mehrzahl der erholungsbefähigten Menschen zwingen, aus alle Betriebsmittel zu verzichten und wieder zum Wanderlied zu greifen. Die nächste Umgebung ihrer Wohnorte durchstreifen, werden sie erkennen, wie nahe es das früher vergebene Gut liegt, und dabei wird das alte, schöne deutsche Wanderlied ihr liebster und treuester Begleiter sein.

Unser Schatz an prächtigen Wanderliedern ist in den letzten hundert Jahren überaus groß geworden. Kein anderes Volk der Erde besitzt einen ähnlichen. Bei den romanischen Völkern finden sich wenig Wanderliedliche. Der Franzose ist wohl empfänglich für die Schönheiten der Natur, aber er betrachtet sie lieber von seinem Heim aus. Dem Engländer verleiht die Gite die Freunde am Wandern. Auch Spanier und Italiener kennen keine Wanderlieder in unserem Sinne. Der Engländer, der sie haben könnte, wäre der meermüde gemächliche Zeiter. Aber der Engländer ist der glücklichste Sänger der Welt und außerdem am meisten Touren mehr Sportmann als Wanderer. Er will nicht genießen, sondern nur ans Ziel kommen. Der Nordist ist kein Gott.

Deshalb zahlreiche unserer Wanderlieder mit der Zeit so volkstümlich geworden sind, daß man sie für echte Volkslieder halten möchte, dürfen sie doch nicht eigentlich zu diesen gezählt werden. Dafür fehlt schon die erie, grundlegende Voraussetzung, daß ihre Dichter unbekannt sind. Fast alle sind Ereignisse der Kunstbildung, nur können sie ihre Verfassungen in einer Form und Fassung, die tief ins Volk zu dringen verstand.

Durchglühern wir des „Knaben Wunderhorn“, unsere reichhaltigste Volksliederammlung, so finden wir kaum ein Wanderlied darin. Wer wanderte überhaupt in den Zeiten, da die meisten dieser Lieder entstanden sind? Eigentlich nur die Pilger, und bei den Volkshörern dürfen wir vielleicht auch die erien schwachen Euren einer deutschen Wanderbothe indeln. Außerdem, was sie sangen, waren doch vorwiegend nur Kirchenlieder und oft lateinische Hymnen. Das auch die schönsten Mittel der für gewöhnlichen Wanderer zur Zeit der Kreuzzüge ihren langen Mitten und Wärdern ins heilige Land Lieder erklingen ließen, ist wohl als sicher anzunehmen, aber auch hier wird es sich nur um geistliche Weisen und Kirchengesänge gehandelt haben, die sich vielleicht dem Schritt des Marktherrn anpaßten. Bei weltlicher Stimmung verhielt der Kriegsknecht über einen Vorrat allgemein bekannter Volkslieder, die aber am Wandern in seiner näheren Beziehung standen. Man sang beim Wandern, aber nicht über das Wandern, das wahrnehmlich mehr als Lust denn als Vergnügen empfunden wurde.

Auch unser großes Volkslied, das Hildebrandslied, vertritt kaum ein paar anstehende Spuren von Wanderlied, und selbst ein fahrender Poet, wie Wolfram von der Vogelweide, bei dem man es am erien vermuten sollte, kommt über solche kaum hinaus. Eheniementa war Sans Sagens Zeit einigig dafür. Die Meistersinger waren viel zu mühterischen Geseßen. In ihren dumpfen Kunstbüchern wehte sie wenig frische Luft an. Der Gemohnheit ihres Handwerks entsprechend, legten sie allen Wert nur auf die Glätte der äußeren Form und der Welt kam darüber zu kurz. Bei den Mittern dagegen nahm Herrern und Frauendienst das ganze Interesse in Anspruch, das Hildebrandslied, die Kunst und Winne, die Freunden des Wanderns kannte von ihnen kaum einer aus eigener Erfahrung.

So blieb denn als Voben, auf dem das deutsche Wanderlied sich entwickeln und beheimen konnte, einzig und allein die Landstrafe. Sie wurde belebt von fahrenden Handwerksgejellen und Schülern, von almonstehenden Kuten-trägern, von ins Feld ziehenden Landknechten, und nebenher in den Wärdern wanderten die Jäger. Winne ihnen nach Staub und Sit: an Flüssen und Brunnen oder im Schatten der Birkenbüsche eine Koberlitz, besenmete man ein schönes Wärdlein, seten sie die Sonne aufgehen und sinken, so mochte wohl manden eine diderische Stimmung überkommen und er das Behörnis finden, seinen Gefühlen im Rede Ausdruck zu geben. Indessen ist uns auch von solcher Poetie so aut wie nichts erhalten, und was davon übrig blieb, steht meistens in auffallendem Gegensatz zu unserem heutigen und heute üblichen Wanderliede. Man findet nämlich darin weit mehr die Weiden als die Freuden des Wanderns betont. Die Fremde war nach allgemeiner Auffassung das Gend. Der dortin stehen mußte, der sagte, das Gendewach an die, und die Einmühen in der Welt und Gende erziehen die Gänger ebenbürtig, wie es bis zu Konfuzius Zeit die raube Wildheit des Gendegirades allen Reiternden tat. Die Landstrafe, die man durchsah, besenete

man kann, und Naturwunderheiten erstrecken sein. Wo bei Verhältnissen in der Brust des Wanderers. Hier und bei verrät sich einmal ein solches bei Simon Dach und Günther, stärker ironisch ist hervor bei Goller, Klopstock und Herder, um dann endlich bei Goethe zu einer ersten dutenden Wille aufzubrechen.

Aber unser ursprünglicher Wanderliedergänger war auch er noch nicht. Dieser Raum gehörte zweifellos den unvergleichlichen Wilhelm Müller, der uns „das Wandern ist des Müllers Lust“ sang und bis tief in das Herz des deutschen Volkes zu greifen wußte. Das in seiner „Schönen Müllerin“ und den „Liedern eines rheinischen Landwirtsbüchlein“ angeklungen wurde, könnte voll aus in der drachvollen „Winterreise“, einer ununterbrochenen Reihe der edelsten Wanderlieder, denen dann noch Franz Schuberts Vertonung die goldenen Flügel ließ, um sie über alle deutschen Gänge zu tragen.

In Müllers Schuren traten mit immer noch wachsendem Erfolge besonders die Romantiker Eichendorff, Wland und unter dem neueren Gebel, Schöfel, Wolff, Ginnrod und Bannbock. Sie alle haben unter Wanderlied auf eine künstlerische Höhe gebracht, um die sie jede andere Nation nur beneiden kann, und wenn uns die Nezeit Gelegenheit gibt, uns dieses Schatzes aus vollen Herzen zu erfreuen, so mögen wir das als eine letzte Bestreite ihrer vielen dunklen Schatten betradten.

Deutschlands Tragödie

Von R. Kirchberg-Zura.

Die Jahre Tragödien sind gar nicht so häufig, weder auf der Bühne, noch im Leben, wenn auch die Alltagsrede sich genötigt hat, jeden tödlichen Unfall, ja fast alle Traurigkeit als „tragisch“ zu bezeichnen. Tragisch geht nur der Held unter, den edler Sinn und edle Tat anangelaufen ins Verderben reifen. Er jagt schon höheren Helden nach, richtet sich schon nach höheren Gesetzen als denen, die bis jetzt praktisch in Geltung sind. Da er zumankembricht, liegt er schuldig aus, und der Zufallstrahl des Alltags wird der Weltgeschichte beurteilt und richtet sich hin.

So hat Deutschland jetzt die grauenvolle Tragödie erlebt, die des Vaters der Weltgeschichte jemals gesehen hat. Woher hat es sich in kein namentliches Unglück reihen lassen? Gerade seine feinste Jugend ist ihm zum Fluch geworden. Sein Gelmut und sein Gerechtigkeitsinstinkt in trauungreicher Gutmitigkeit glaubten vier und glauben fünf noch heute an Gerechtigkeit und an christliche Nächstenliebe, als wären das Dinge, die es im Wettbewer der Völker schon wirklich gäbe. Und doch ist Gerechtigkeit eben nur ein Ziel, nach dem der Garte streben muß, sein Ziel, auf das der Schwache oder der Müde sich schon verlassen kann! Der tolle Schurke freilich, wie der eitle Schwärmer schreibt köhne Worte auf ein verobertes Banner und krommt es so lange vor sich hin zu flagen, bis die Bestürben dem Banner nachlaufen und sich in den Abgrund lassen.

Als Deutschland mit übermenschlicher Anstrengung die Uebermacht seiner Feinde und Feinde besiegt hatte, da schlug ihm der große „Unparteiliche“ von der anderen Seite des Weltmeers den Sieg aus der ermatteten Hand. Nur den Sieg zunicht. Ein ehrenvoller und erträglich Friede wäre immer noch möglich gewesen. Aber weil er logie er tue es als „Unparteiliche“, so glaubten wir das und geben nicht nur den Sieg auf, sondern auch unsere Wälden aus der Hand. Sie schienen ja amollos, ja es sich nicht mehr um einen Kampf, sondern um Wohl handeln sollte! In liebesvollem Glauben an das Weltbürgertum sind wir in allen anderen Völkern unseliger Weise ein paar Jahrtausende her voraus.

Dazu gekommen ist dann noch der Ungeschicklichkeitsreferat des „Unparteilichen“, der sich juristisch, ohne sich vorher die Durchführung seiner Unparteilichkeit gefordert zu haben. In ihrer Lobesangst hätten in England und Frankreich in jede Sicherheit willigen müssen, die America zum Weltentscheidrichter mit unbedenklicher Machtvollkommenheit ernannt hätte. So aber hat er uns Feinde nur und unsere höchsten Unlustigkeiten kreiert und dann ihrer Freiheit freien Lauf gelassen. Nun darf sie mitten im „Frieden“ offenhalten ihre Organe feiern.

Deutschland hat in der Geschichte niemals, wie rühmlichst es sich als Sieger zeigt. Es hätte auch den Frieden dieses Krieges menschlicher gestaltet. Wenn es ihn genommen, wenn es den gewonnenen Sieg behalten hätte. Unire Schuld, unser einziger wirkliches Kriegsverbrechen gegen die Welt ist, daß wir den Krieg verloren haben. So ist das Ziel der Gerechtigkeit wieder unsehbarer hinaus gegangen. Wir glauben es zu nahe. Dieses Vertrauen unsere tragische Schuld. Siehet Eure Feinde? Ein köhnes Gebot! Aber die geübten Feinde mühten dann nicht etwas ganz anderes beten!

Das Gewissen der Welt, so hat man Deutschland genannt. Nun, gekühdelt, mißhandelt und zerföhren, wie wir sind, hat die Welt kein gutes Gewissen an uns. Das böse Gewissen der Welt müssen wir sein. Gewissenlos müssen wir ihr machen, bis sie so wird, wie wir sie gutgläubig schon vorhanden wähdten. Die schöne Begeisterung der Augusttage von 1914 hat nicht vorgehalten. Begeisterung läßt sich nicht empfinden. Aber der Hah läßt sich jahreslang hinaus fröhlich kosten. Das ist das Einzige, was wir vom Leben Gemeinern lernen können.

Doch, wenn deutsche Arbeiter jetzt noch die Kolonnenförderung verringern, um den englischen streifenden Bergarbeitern nicht in den Rücken zu fallen, oder wenn sie diesen obendrein noch zweieinhalb Million Mark als Streikunterstützung senden, von wegen Weltbürgertum . . . ! Liebt unänscht ein mal Deutschland! Es hat es nötiger! — Eure Feinde oder Lieber, wenn sie mal danach sind! Bis jetzt leben sie nicht so lieb!

— Bürgerkunde. Für Schule und Haus bearbeitet den H. Otto, Schulrat. Dritte, umgearbeitete Auflage. (Reinhardt'sche Unterrichts-Bücherei.) Beilage von Paul Varez in Berlin SW. 11, Seemannstraße 10 und 11. Preis je 12 Pf. Die neuesten Verhältnisse berücksichtigend. Otto'sche Bürgerkunde gibt eine kurze gemeinverständliche Darstellung der für jeden Staatsbürger notwendigen Kenntnisse. In leichtverständlicher Weise erläutert Verfasser zunächst die Rand- und Stadtebene, dann die Kreisverwaltung, Bezirksbehörden und Provinzialverwaltung, den Verwaltungsvorbereitung, den Staat (Staatsoberhaupt und Staatsverwaltung) und schließlich das Reich und die Gesetzgebung, Gerichtsverfahren, Steuererhebung u. s. w. Dinge, die über Staatsbürger wissen muß und oft doch nicht weiß. Wichtigste für landwirtschaftliche Genossenschafts- und Versicherungsvereine, sowie Arbeiter für häufig vorkommende Rechtsgeschäfte sind, bevor eine für landwirtschaftliche Vereine wertvoll. Das geographische Bild sollte darum überholt in Schule und Haus Ginzige finden.